

## Rüsselsheim 1972

### Japanologiegeschichtliche Reminiszenzen

Fritz Opitz (Braunschweig)

Nach fast 25 Jahren Japanologentag, der mit der Entwicklung unseres Faches in dem vergangenen Vierteljahrhundert eng verbunden ist, sollte es erlaubt sein, eine Rückschau zu halten, denn viele Probleme, die uns damals bewegten, sind auch heute noch aktuell und sollten in Erinnerung und in der Diskussion bleiben.

Der Japanologentag (1972 hieß er noch so, aber schon ein Jahr später in Bochum wurde er zum „Deutschen Japanologentag“ und 1990 in Wien zum „Deutschsprachigen“ – man sollte zum alten Namen zurückkehren!) hat sich aus einer Diskussionsrunde von 47 Teilnehmern zu einer „Heerschau“ der Japanologie entwickelt, von der man damals nicht zu träumen wagte. Unser Fach spiegelt heute alle Facetten der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Japan wider und ist weit über das hinausgewachsen, was man vor einem Vierteljahrhundert unter Japanologie verstand. Auch war damals das Fach in klassische und gegenwartsbezogene Japanologie (Lewin nannte sie in seinem kleinen Wörterbuch „Japankunde“) gespalten, ein Schisma, an dem ich als Trommler für die Letztere nicht ganz unschuldig war.

Außerdem bedurfte es einer Standortbestimmung des Faches in einer veränderten politischen und geistigen Umwelt, einer umfassenden Darstellung nach außen, denn die Japanologie drohte weit hinter die Sinologie zurückzufallen. Wegen der Kulturrevolution erhielt die Chinawissenschaft durch die von Bundesbildungsminister Stoltenberg ausgelöste Initiative von Seiten verschiedener Träger großzügige Förderung: Vermehrung der Lehrstühle und Professuren; VW-Stiftung, Ford Foundation u. a. unterstützten die China-Forschung nachhaltig durch Zuweisung von Mitteln; das Land Hamburg finanzierte zusammen mit dem Bund und der VW-Stiftung den Ausbau des Instituts für Asienkunde Hamburg zu einem Institut, das primär der China-Forschung diene; das Bundesinstitut für ostwissenschaftliche Studien Köln erhielt eine China-Abteilung; die DFG förderte die Entwicklung chinesischer Sprachprogramme u. a. Hinzu kam, daß die Sinologie sich bereits national und europaweit (Junior Sinologues Conferences) zusammengeschlossen hatte und in regelmäßigen Zusammenkünften ihre Probleme diskutierte.

Die Japanologie hingegen hatte noch zu keinem Forum gefunden, das einen Gedanken- und Erfahrungsaustausch ermöglicht hätte. Und das war damals sehr notwendig: Es gab kaum Kontakte der einzelnen Seminare untereinander. man

wußte nicht oder kaum, was andere machten. Wer las denn schon die Vorlesungsverzeichnisse fremder Universitäten? Die *Mitteilungen der Koordinierungsstelle für gegenwartsbezogene Ostasienforschung* in denen ich auch die Lehrveranstaltungen der Japanologie publizierte, erreichten nur wenige. Diese Auflistung wurde dann mit weiteren für uns wichtigen Informationen von Professor Naumann (München), in einem Newsletter der Japanologie fortgeführt und allen Seminaren zugestellt, womit dann auch alle an der Japanologie Interessierten bedient werden konnten. Dieser Newsletter war eine große Hilfe in der Studienberatung. Ein weiteres Problem war die Anerkennung von Leistungsnachweisen, – sprich Seminarscheinen –, die vom Ermessen der jeweiligen Lehrstuhlinhaber abhing; und demzufolge gab es wenig Studienplatzwechsel (die unterschiedliche wissenschaftliche Ausrichtung der einzelnen Seminare und das Fehlen von Studienplänen spielte hierbei allerdings auch eine gewisse Rolle). Dann mangelte es an Lehrbüchern: auf Wunsch des DAAD, der Wirtschaft, der Stiftung Volkswagenwerk u. a. sollten Intensivkurse abgehalten werden, aber wie und wo und durch wen und womit und wie lange und wer finanziert, das blieb offen. Analog zur Sinologie (Projekt Ladstätter) sollte ein eigener Lehrgang der modernen japanischen Hochsprache entwickelt werden, es sollte zu einer stärkeren wissenschaftlichen Zusammenarbeit, zu fachübergreifenden und gemeinsamen Projekten kommen (das letzte große Projekt der Japanologie war das *Japan-Handbuch*; das *Rikkokushi*-Projekt, an dem viele Japanologen mitgearbeitet haben, schmort leider noch immer in Bochum), es sollten Fachtagungen abgehalten werden und anderes mehr. Es waren Fragen, die wir auch anderswo, z. B. im Beirat der Gesellschaft für Ostasienkunde (heute Asienkunde), diskutierten – der überhaupt sehr fruchtbar war im Gebären von Ideen (die Fachtexte, das Siebold-Institut, Sprachinstitute für Intensivkurse, wie Japonicum, Japan-Kolleg, Japan-Zentrum u. ä. wurden dort andiskutiert und zum Teil in den *Mitteilungen des Instituts für Asienkunde* Nr. 18 und 41 publiziert). Dann waren auch Probleme eines Japanstudiums, z. B. die bei Japanaufenthalten leidige Bürgerfrage und die Vergabepaxis von Stipendien zu klären, es waren Berufsbilder zu erstellen und Arbeitsplätze für „fertige“ Japanologen „auszugucken“ und anderes mehr. Es waren alles Fragen, die im Raum standen und auf dem Japanologentag zur Sprache kommen sollten, zumal es keinen direkten Ansprechpartner der deutschen Japanologie gab.

Mein Testrundsreiben vom November 1971 fand allgemeinen Zuspruch, aus Wien kam die Anregung, Österreich und die Schweiz mit einzubeziehen, und vom 26.–28. Mai 1972 trafen wir Japanologen uns zum ersten Mal. Die Jugendherberge von Rüsselsheim wurde als Tagungsort ausgewählt, da preiswert und zentral gelegen. Außerdem hatte der Herbergsvater als Japan-Fan sich außerordentlich kooperationswillig gezeigt und die strengen Herbergsregeln für uns außer Kraft gesetzt. Wir konnten in der rothändle-geschwängerten Luft nach Herzenslust diskutieren, bis gegen Morgen das Bier ausging. Die Ostberliner Kollegen hatte ich seinerzeit auch eingeladen – Leipzig existierte damals bereits nicht mehr –, aber trotz beginnender Entspannung (Brandts Ostpolitik) konnte

niemand über die Mauer. Professor Gerhard Mehnert (1914–1983) drückte mir später privat sein Bedauern aus. Sinn und Zweck des Treffens war, wie aus dem ersten Rundschreiben ersichtlich wurde, nicht nur die Vorstellung neuer Forschungen, „selbstverständlich sollen hier neben den Wissenschaftlern, die sich bereits ausgewiesen haben, auch die jüngeren zu Wort kommen“ (Einladungsschreiben), außerdem sollte diskutiert werden – Anregung aus Berlin (FU) – das „Selbstverständnis des Faches, kritische Bestandsaufnahme der bisherigen Japanologie, Organisation der inneruniversitären Japanologie, Methodendilemma, Studienaufbau, Studienplanmodelle, inklusive der Frage, ob Japanologie als Hauptfach noch sinnvoll ist oder nicht, Berufsperspektiven und vieles andere mehr“. In meinem damaligen Grundsatzreferat hatte ich auch diese Dinge angeschnitten und versucht, sie zu präzisieren - und sie bildeten dann weiterhin einen wichtigen Bestandteil vieler Japanologentage.

In Rüsselsheim selbst wurden gemäß der Interessenschwerpunkte Diskussionsgruppen gebildet, deren Ergebnisse am letzten Tag der Zusammenkunft im Plenum diskutiert wurden. Bei der Fülle der Probleme kamen die anvisierten Referate über wissenschaftliche Themen viel zu kurz. Dennoch wurde über Probleme der Sprachausbildung, über die Professor Lewin eingehend referierte, – Detlef Foljanty hielt das Korreferat –, ausführlich und kontrovers gestritten. Es gab aber auch Kuriosa in Rüsselsheim: Dem Zeitgeist entsprechend wurde im Protokoll der Schlußsitzung formuliert: „Nach eingehender Diskussion über die Frage, ob die Japanologie als Wissenschaft zu bezeichnen ist, kommt die Gruppe einhellig zu dem Ergebnis, daß die Japanologie nicht als Wissenschaft bezeichnet werden kann, da sie keine fachspezifische Methodik besitzt und sich nur vom Objekt ihrer Studien, also Japan, her definiert.“ Außerdem sollte das „Forschende Lernen in Projektstudien“, worüber es viele kontroverse Vorstellungen gab, auch in der Japanologie eingeführt werden. Meines Wissens waren es allein die Wiener Japanologen, die mit ihrem Aso-Projekt ein interdisziplinäres Vorhaben in der antizipierten Form tatsächlich durchführten.

Im Abschlußbericht wurde festgehalten, daß die Gespräche weitergehen sollten, rundum durch die deutsche Japanologie. Jede Universität mit einem entsprechenden Seminar sollte einmal Ausrichter und Gastgeber des Japanologentages sein, der, wie man wünschte, unter einem besonderen Schwerpunkt (z. B. nur Meiji-Zeit, nur Religion, nur Japanisch-Chinesische Beziehungen in der Gegenwart usw.) stehen sollte. Dies wurde jedoch nicht realisiert, da man es als Einengung betrachtete. Jedes Seminar, das den Japanologentag ausrichtete, verfolgte eine eigene Konzeption – und dabei ist es bis heute geblieben.

Ein Jahr später trafen wir uns in Bochum – und wiederum ein Jahr später in Tutzing. Seither ist diese Tagung zu einer festen Institution in Deutschland geworden und findet seit 1974 alle drei Jahre statt. Es folgten Tübingen 1977, Berlin 1981, Köln 1984, Hamburg 1987, Wien 1990, Zürich 1993 und 1996 wieder München, das schon 1974 Gastgeber war.

Während in Bochum noch die Diskussion über hochschulpolitische Themen und fachspezifische Probleme im Mittelpunkt stand, rückte ab Tutzing die Wissenschaft in den Vordergrund.

Die Evangelische Akademie wurde beherrscht von den Wienern, die mit der Vorstellung ihres Aso-Projekts alle Teilnehmer beeindruckten. Dies war auch die letzte Zusammenkunft, in der die Japanologie sich allen in ihrer Universalität präsentieren konnte. Denn bereits in Tübingen 1977 war die Zahl der Referierenden so groß geworden, daß Sektionen gebildet werden mußten, mit leider parallel verlaufenden Veranstaltungen, so daß nicht mehr alle alles hören konnten. Daher auch die weise Entscheidung, die Referate zu publizieren. Dank der großzügigen Unterstützung der Japan-Foundation, der hier allerherzlichster Dank auszusprechen ist, war dies zu realisieren. Jeder kann nunmehr in den Referatebänden nachlesen, wie sich die Japanologie als weitgreifende Wissenschaft etabliert hat – sie sind ein lebendiges Zeugnis unserer Arbeit.

Inzwischen hat der Japanologentag sich zu einem Kongreß entwickelt, der unüberschaubar geworden ist. Die Fülle und Vielschichtigkeit der Referate sprengt jegliche Aufnahmebereitschaft und -fähigkeit. Er ist zu einem Kongreß der Selbstdarstellung geworden, der, bei der sehr begrenzten Zeit, die für Diskussionen zur Verfügung steht, kaum zu einem fruchtbaren wissenschaftlichen Dialog führen kann. Hier sollten wir auf künftigen Japanologentagen diskutieren, ob es nicht sinnvoller und wertvoller wäre, kleinere fachgebundene Tagungen (analog der ursprünglichen Schwerpunktbildung) in einem *closed shop*, einer Jugendherberge, politischen oder kirchlichen Bildungsstätte o.ä. abzuhalten, als regelmäßig riesige Japanologie-Olympiaden durchzuführen. Man könnte evtl. die Zeitspanne ändern, z.B. alle fünf Jahre Japanologentag, dazwischen kleinere Konferenzen. Mir ist bewußt, daß Großveranstaltungen nach außen viel besser wirken, aber kleinere, ich denke hier zum Beispiel an den Japanologentag in der Evangelischen Akademie Tutzing 1974, die Zusammenkünfte der Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung in Loccum, Bad Boll etc. oder die von Frau Bluhme organisierte Tagung „Fachtexte“ in Bielefeld, um nur einige zu nennen, bringen wissenschaftlich mehr. Außerdem wäre es billiger. In Rüsselsheim zahlten alle 40,- DM Teilnehmergebühr, und damit waren auch Unterkunft und Verpflegung inbegriffen, in Bochum waren wir, was das Essen angeht, Gast der Ruhr-Universität. „Die Mahlzeiten werden allen Ansprüchen genügen,“ hieß es im 2. Rundschreiben – und so war es dann auch. Da der finanzielle Aufwand und die Organisationsarbeit, die mit dem Japanologentag verbunden ist, inzwischen Ausmaße angenommen hat, die den Rahmen dessen sprengt, was ein einzelnes Seminar zu leisten im Stande ist, sollte man vielleicht einmal überdenken, ob das *citius, altius, fortius* auch für die künftigen Japanologentage gelten soll.